

(Nachdruck verboten.)

77) Um die Freiheit.

Geschichtlicher Roman aus dem deutschen Bauernkriege 1525.
Von Robert Schweichel.

Er hob das Buch auf und den von einem Holzschnitt umrahmten Titel überblickend, äußerte er: „Wenn ich mein geringes Latein zusammen nehme, so stehet hier: ‚Ein wahrhaft goldenes Büchlein vom besten Stand des Gemeinwesens.‘ Schade, daß es der große Mann bereits vor unserem Aufstand schrieb, sonst würde er sich nach keinem Fürsten umgeschaut, sondern erkannt haben, daß dieses goldene Büchlein nur durch die Erkenntniß, den Willen und die Kraft des Volkes zur goldenen Wahrheit werden könne.“

„Meistwüdig, daß Wendel Hipler es für einen Scherz, eine Phantasterei hält,“ bemerkte Mag Eberhard nachdenklich.

„Mich wundert's nit. Er ist ein großer Politikus, aber nur ein Politikus, und hier ist mehr. Und Ihr, lieber Doktor, seid auch noch etwas mehr, oder nebenher als ein Politikus.“ Florian Geyer sagte es mit einem so eigentümlich heiteren Blide, daß Mag ihn nicht mißverstehen konnte und wider Willen roth wurde.

Florian Geyer verlieh ihn in einer angenehmen erregten Stimmung, als auf dem Rathhausthurm die sechste Stunde angeschlagen wurde und er die Klosterkirche betrat. Zuerst Augenblick gewahrte er niemand in der Kirche. Bei seinen auf den Steinplatten klirrenden Schritten erhob sich jedoch vor einem der vier kunstvoll geschnitzten Altäre eine dunkle Gestalt und schritt ihm zögernd entgegen. Sie trug einen schwarzen, mit Pelz verbrämten Seidenmantel und eine eben solche Kapuze, die aber zurückgeschlagen war, und Florian Geyer erkannte die schöne Gabriele.

„Meine Bottschaft muß Euch befremden, Herr Ritter,“ begann sie mit hochgerötheten Wangen und stockte.

Ritterlich kam er ihr zu Hilfe: „Ihr begehret einen Dienst von mir, edles Fräulein, gebietet!“

„Ihr habt's errathen,“ antwortete sie freier. „Den Dienst aber solltet Ihr nicht mir, sondern Euch selber leisten. Er heißt: Vorsicht. Man möchte Eure Sendung an den Markgrafen von Brandenburg hintertreiben.“

„Dant der holden Barnerin,“ erwiderte er einigermaßen erstaunt, „doch leugne ich nicht, daß es mir recht wäre, wenn ich die Hand nicht zu bieten brauchte, damit das Bündniß mit dem Markgrafen zu stande kommt. Denn Feuer und Wasser verbinden sich eher als Bauer und Edelmann.“

Sie sah ihn mit großen Augen an. „Das ist wahr und darum verstehe ich Euch nicht. Ihr selber seid ein Edelmann und kämpfet mit den Bauern gegen Eure Standesgenossen.“

„Für die Freiheit wider deren Unterdrücker,“ versetzte er mit ruhigem Ernst.

„Freiheit?“ rief sie lebhaft. „Was kann sie Euch bieten für alles, was Ihr darum aufgeben müßet? Wie kann es Euch verlocken, Euch zu einem Gleichen der armen Leute zu machen? Diese rohen, schmutzigen, stinkenden Bauern Brüder zu nennen? Gesteht, daß Euch der Ehrgeiz verführt?“

„O nein, davon weiß ich mich frei, welches auch sonst meine Fehler sein mögen,“ antwortete er schlicht. „Es ist nicht mein Verdienst, daß ich als Edelmann geboren wurde, aber ich werde es mir selbst verdanken, wenn ich mir den höheren Adel der freien Menschenwürde erwerbe. Ein Höheres giebt es nicht, und darum ward dem Menschen das Leben, daß er nach ihr strebe und seine entwürdigten Nebenmenschen mit sich zu ihr emporhebe.“

Die Wärme seiner Worte ergriff sie und es verrieth sich in ihren Augen, wie herrlich er ihr erschien. Aber sie vermochte es nicht, sich zu seiner Anschauung emporzubenden und sie gestand es, indem sie seufzte: „Sei es darum. Aber Ihr werdet den Bauer nie zu Euch emporheben. Ihr werdet untergehen, ohne das Ziel zu erreichen, wonach Ihr trachtet.“

Er sah mit einem Lächeln auf sie hinunter wie auf ein Kind. Sie aber fuhr eifrig fort, indem sie zwei Finger ihrer weißen Rechte auf seinen Arm legte: „O, glaubet mir, daß es unmöglich ist. Ich brauche es Euch ja nicht erst zu sagen, daß die Bauern der Macht der Fürsten nicht gewachsen sind,

sondern überall den kürzeren ziehen, wo sie mit ihr zusammen stoßen. Worauf vertrauet Ihr also? Auf die mit Euch verbündeten Städte? Der Landtag ist fehlgeschlagen. Rothenburg harret des Schwäbischen Bundes als eines Erlösers. Ich sollte es nicht sagen, denn es ist meine Vaterstadt, aber —“ Eine Blutwelle stieg ihr in die Wangen. Sie fuhr fort: „Darum laffet vom Schwerte, so lange es noch Zeit ist. Ich bitte, ich beschwöre Euch! Denket an Eure Sicherheit!“

„Die ist nicht gefährdet,“ beruhigte er sie. „Wünsche sind keine Thaten. Noch stehen wir im Felde und nicht die Feigheit, sondern das Schwert hat das letzte Wort. Doch warum versucht Ihr es, schöne Feindin, mir mit Euren Bitten die Locken meiner Kraft zu scheeren?“

So in einen scherzenden Ton übergehend, faßte er ihre Hand und sah ihr fragend in die Augen. Sie senkte die Lider, schlug sie aber gleich wieder auf. Ein Bluthstrom überfluthete ihn und sie rief mit ausbrechender Leidenschaft: „Weil ich Euch retten will; weil Ihr leben solltet!“

Er ließ ihre Hand betroffen fahren. Sie achtete es nicht; ihre Leidenschaftlichkeit zerriß die Fäden und sie rief: „Leben für mich, denn ich liebe Dich. Ich habe im Hass gegen Deine Partei Schutz vor meiner Liebe gesucht. Wie konnte ich Dich lieben, wenn ich sie haßte? Ich müßte mich ja verachten, wenn es so war. Vergebens rang ich. Meine Liebe schied Dich aus, schied Dich aus von allen.“

„Armes Kind!“ bemitleidete er sie. Sie aber rief mit glühendem Gesicht: „Nicht Mitleid, Deine Liebe will ich, denn ich liebe Dich.“ Sie umschlang ihn mit beiden Armen und drückte die Stirn gegen seine Brust. Er wollte sich sanft von ihr lösen, allein sie hielt ihn nur um so fester und rief, die glühenden Augen zu ihm erhebend: „Ja, ich liebe Dich! Laß uns fliehen, irgend wohin, wo dieser wahnsinnige Aufbruch nicht tobt, und laß uns glücklich mit einander sein!“

„Ihr seid von Euch,“ sagte Florian Geyer streng und machte sich aus den Armen der schönen Gabriele frei. „Wie könntet Ihr mir sonst die Feigheit zumuthen, meine Sache zu verlassen? Und aus Liebe zu Euch? Wißet Ihr denn nicht, daß ich Weib und Kind habe?“

„Was liegt an Weib und Kind, was liegt an allem anderen, wenn wir uns lieben?“ rief sie mit wogender Brust und brennenden Augen.

Das Blut stieg ihm bis in die breite Stirn hinauf, seine Brauen zogen sich zusammen und er rief mit starker Stimme: „Ja aber liebe Euch nicht.“

Sie starrte ihn mit weit geöffneten Augen an und wurde kreidebleich.

Er fuhr etwas milder fort: „Bestunnet Euch doch, daß ich der unerbittliche Feind Eurer Rasse bin. Ich will Euer Geständniß nicht gehört haben. Laffet uns im Frieden scheiden!“ Er wollte ihr die Hand bieten. Sie zuckte zurück, die Augen immer noch starr auf ihn gerichtet, die Arme schlaff herabhängend. „Lebet wohl!“ sagte er mit einem mitleidigen Blick auf sie und ging.

Lauflos, wie vom Blitz getroffen, sank sie hinter ihm zusammen.

Mit starken Schritten, um die peinliche Aufregung zu dämpfen, in die ihn die Liebesraserei der schönen Gabriele versetzt hatte, maß er den Weg nach dem Hause Stephans von Menzingen. Ein Goldschmied, der zu des letzteren Partei gehörte, rief ihn bei den Rathhausbuden aus seinem Laden an, vor dem viele Bürger standen: „Herr von Beyersberg, Ihr müßet es ja wissen. Ist's denn wirklich wahr?“

„Was denn, lieber Meister?“

„Das von der grausam blutigen Schlacht,“ mischte sich einer von den Bürgern ein.

„Ja, und 4000 Bauern sollen todt liegen,“ ergänzte eine heisere Stimme, die einem offenbar schwindstüchtigen Hafnermeister gehörte.

„Auf diese Weise kommen wir nicht zum Ziel,“ wandte Florian Geyer sich an den Goldschmied. „Redet Ihr.“

Dieser erklärte: „Die Sach' ist die, Herr Ritter, daß zuerst etliche Bauern in die Stadt gekommen sind und die haben es erzählt. Sie sind aus der Schlacht geflohen.“

„Bei Königshofen ist's gewesen,“ unterbrach ihn wieder einer seiner Mitbürger. „Dis in die Nacht hinein hat die Schlacht gedauert.“

„Ja bei Königshofen,“ bestätigte der Goldschmied, „und die Stadt und die benachbarten Dörfer stehen in Flammen.“

Der Name traf Florian Geher wie ein Schlag auf das Herz. Er ließ die Bürger jedoch nichts merken, sondern sagte mit äußerer Ruhe: „Ich weiß noch von nichts. Wo sind die Flüchtlinge?“

„Der Bürgermeister hat sie auf's Rathhaus holen lassen. — Es waren ihrer zwei.“ So riefen mehrere zugleich.

„Die Angst übertreibt gern,“ sagte Florian Geher und drehte seinen Schnurrbart in die Höhe. „Dank Euch, Ihr Herren!“

Auf dem Marktplatz standen nur wenige Gruppen beisammen. Die Menge war den Flüchtigen gefolgt und füllte dichtgedrängt die Herrengasse vor dem Rathhause. Florian Geher wollte die Unglücksräben selbst hören. Die Leute, ohne Ausnahme den niederen Zünften angehörig, gaben ihm bereitwillig Raum und er brauchte nur ein kleine Zeit zu warten, so kamen die beiden Flüchtlinge aus dem Rathhause. Es waren zwei Jammergestalten, baarhäuptig, in schmutzigen, zeretzten Kleidern, deren Augen hohl aus den erschöpften, vom Pulver geschwärzten Gesichtern schauten. Ihre Waffen hatten sie mit Ausnahme der Schwerter weggeworfen, um schneller laufen zu können. Sie hatten zum Tauberhausen gehört und waren aus Furcht vor den Reifigen des Truchseß bis Rothenburg geflohen, weil sie sich vor denselben nicht in ihrem Heimathdorfe unweit Igersheim sicher geglaubt. Nach ihrem Bericht war der Truchseß im Verein mit dem Pfalzgrafen aus dem Schüpsgrund vorgebrochen, während die Bauern in halber Höhe über Königshofen, am anderen Tauberufer, eine feste durch 40 Kanonen gedeckte Stellung eingenommen hätten. Die Pfalzgräflichen wären ober- und unterhalb der Stadt über die Tauber gegangen und dann der Truchseß trotz des heftigen Feuers mit der Hauptmacht vorgeedrungen.

Gegen 4 Uhr nachmittags hätte die Schlacht begonnen. Von den weiteren Vorgängen hatten die beiden Flüchtlinge keine klare Vorstellung. Sie hatten in dem beginnenden Kampfgetümmel nur noch bemerkt, daß die Büchsenmeister die Pferde von den Geschützen abschnitten und davonjagten, und damit das Zeichen zur Flucht gaben.

„Feiglinge!“, „Schufte!“ riefen die Leute, die sich dicht um Florian Geher und die beiden Flüchtlinge geschaart hatten.

„Schufte, ja Verräther.“ meinte einer von den letzteren. „Bestochen vom Truchseß und darauf will ich meinen eigenen Kopf setzen, wenn's nit wahr ist. Alle Schüsse gingen von Anfang an zu hoch.“

Wie Florian Geher weiter erfragte, war Hans Kolbenschlag mit dem größten Theil seines Tauberhausens während der Flucht der übrigen in den Wald auf der Höhe gezogen und hatte sich dort noch tapfer vertheidigt. Andere an die dreihundert hätten sich in ein Holz geworfen und wären gefangen genommen worden. Sie, die beiden Flüchtlinge, wären mit etwa 100 Kameraden von dem Tauberhausen abgedrängt worden, hätten sich aber glücklich durchgeschlagen. Ueber Wendel Sipler und Jörg Meßler wußten sie keine Auskunft zu geben, noch kannten sie den Ausgang von Kolbenschlag's Widerstand. Die Rothenburger Fähnlein unter dem langen Lienhart und dem Bretzheimer Meßler hatten sie mit keinem Auge gesehen.

Florian Geher gab ihnen etwas Geld, damit sie sich stärkten, und mit erhobener Stimme sagte er weniger zu ihnen, als um die zuhörenden Bürger zu ermuntern, in deren Mienen sich deutlich die Bestürzung verrieth: „Das ist üble Kunde. Aber der Krieg ist ein Glücksspiel, und dieses war nicht unser letzter Wurf.“

Er ging nach Hause. Bevor er aber zu Stephan von Menzingen hinaufstieg, begab er sich in den Stall auf dem Hofe und ersuchte den Knecht, seinen Rappen ungesäumt zu satteln.

Achtes Kapitel.

Die beiden Flüchtlinge hatten den Rothenburger Fähnlein nicht begegnen können. Denn wie diese, von dem brandrothen Himmel mit bösen Ahnungen erfüllt, ohne Rast und Ruhe fürbaß zogen, kamen ihnen Schaaren fliehender Bauern entgegen und riefen ihnen zu, daß alles verloren, alles aus sei; daß die Reifigen des Truchseß gleich toll gewordenen Wölfen wütheten; daß Jörg Meßler und Wendel Sipler entflohen seien.

Wenn es also stünde, das Heer bei Königshofen geschlagen und zerprengt sei, warum sollten sie weiter ziehen und

sich nutzlos opfern, meinten die Rothenburger. Der lange Lienhart erhob sich mit dröhnender Stimme dagegen: „Glaubet den Feiglingen nicht. Wir dürfen unsere Brüder nicht verlassen. Vorwärts! Vorwärts!“ Es hatte aber niemand Lust, ihm zu folgen, selbst Leonhard Meßler nicht. Der ehemalige Lanzknecht weiterrte und fluchte gräulich, er riß sein gewaltiges Schwert heraus und versuchte, indem er ihnen seinen starkknöchigen eisengrauen Schimmel in den Weg warf, die Bauern mit flachen Hieben voran zu treiben. Aber die rückwärts drängende Fluth war zu stark und er selbst wurde von ihr mit fortgerissen. Jeder strebte der Heimath zu.

Nur mit großer Mühe und indem er seinen Gaul rücksichtslos ansprengen ließ, gelang es dem langen Lienhart, sich aus dem Gedränge zu befreien und mit Thränen der Wuth jagte er nach Heidingsfeld. Er konnte den Hauptleuten, die er in des Pfarrers Steinmeß Haus beisammen fand, nur die Nothpost bestätigen, die schon vor ihm dort angekommen war. Sie war ihnen aber so unglaublich erschienen, daß man die ersten Flüchtlinge ins Gefängniß geworfen hatte; man hielt sie für Sendlinge der Bündischen, welche unter den Bauern Angst und Schrecken verbreiten sollten. Dem langen Lienhart mußte man wohl glauben, und die Schreckensnachricht verursachte in Heidingsfeld und Würzburg eine ungeheurere Aufregung und Verwirrung. Mancher Hauptmann, dem das Stolziren mehr am Herzen lag als das Fechten, machte sich in dieser Nacht aus dem Staube, auch verschwand mancher Pfennigmeister mit der ihm anvertrauten Kriegskasse. Gegen Morgen erfuhr man durch Flüchtlinge des Tauberhausens, die sich über die Berge gerettet hatten, daß Hans Kolbenschlag gefallen war, nachdem er sich bis zur Dunkelheit im Walde auf der Höhe gehalten und dem Feinde schwere Verluste beigebracht hatte.

Im Laufe des Sonntags hob sich die gedrückte Stimmung wieder in etwas, besonders als der schweigsame Gregor von Burgbernheim, dessen Fähnlein den Markgrafen Kasimir zurückgeschickt hatte, wieder einzog. Auch verbreitete sich das Gerücht, daß die Brüder noch unbefiegt bei Königshofen ständen. War es absichtlich von den Führern ausgetreut worden, so verfehlte es doch seine Wirkung nicht. Man wurde wieder hohen Muthes und beschloß nach Königshofen zu ziehen.

Der Tag verging in eifrigen Rüstungen, und Simon Neuffer war sicher nicht der Einzige, der sehnüchlich nach Florian Geher ausschaute. Mancher von seinen Gegnern wünschte jetzt den erfahrenen Kriegsmann herbei, dessen Abwesenheit Simon Neuffer die schwere Verantwortlichkeit auf lud, an seiner Stelle die Schwarze Schaar zu führen. Um nicht die Aufmerksamkeit der Besatzung des Schlosses zu erregen, sammelte sich der Auszug während der Nacht bei Heidingsfeld. Es schien aber auch auf dem Marienberge etwas Ungewöhnliches vorzugehen; denn von der Stadt und den Tellshenzen aus sah man bald nach Mitternacht Lichter durch alle Zimmer des Schlosses sich bewegen, und die Mannschaft in den Tellshenzen gewahrte bei dem ersten Morgengrauen einige schwarze Reiter in der Richtung vom Schlosse gegen den Wald vor Hochberg. Sie gab Feuer, aber die Reiter waren verschwinden. Thes Merz, der Fischer, meinte, es sei ein Spuk des Schwarzkünstler-Mönches. Als die Pfingstsonne den Himmel zu röthen begann, standen die Fähnlein, wohl 5000 Mann mit ihrem gesammten leichten Feldgeschütz von etwa 70 Falken, Steinbüchsen, Doppelhacken, ganzen und halben Haden, nebst Pulverfaren und Probiantwagen, zum Abmarsch bereit. Um das Schloß in Schach zu halten, blieben 2000 Bewaffnete aus Würzburg und 3000 aus den Landstädten unter Hans Vermeter, Bernhard Weßner und Balthasar Wirzberger zurück.

Und jetzt, wer kam den Abfall der Hochebene nach Heidingsfeld auf einem von Schaum ganz weißen Pferde herabgejagt? Wem sprengten Jakob Köhl, Gregor, Simon Neuffer, der lange Lienhart entgegen und schüttelten ihm die Hand? Ein sturmartiger Zuruf aus tausend und abertausend Reihen und kirrendes Zusammenschlagen der Wehren begrüßten Florian Geher. Auch Bruder Ambrosius war zugegen, fast der einzige von den Dorfpfarrern, die ihre Gemeinden nach Würzburg geführt hatten, der ausharrte. Die anderen waren im Mantel der Nacht ohne Abschied heimgegangen. Er segnete die Ausziehenden. Auch die schwarze Hofmännin that es, allerdings in ihrer Weise. Wie das Heer aus dem Thor von Heidingsfeld gegen die Berglehne herausquoll, rief sie mit schriller Stimme: „Rache! Rache für unsere erschlagenen Brüder! Die Gräber bersten, die Todten stehen

auf und streiten Euch voran. Der Sieg ist unser!" Sie blieb in Würzburg zurück. Wie sie, mit der knöchernen Hand auf den Marienberg deutend, zu Kaspar Etschlich sagte, als er von ihr Abschied nahm: „Ich bleib' zum Gericht.“ (Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Drei Schaufeln Erde.

Von Peter Egge.

Autorisierte Uebersetzung von Adele Reustädter.

Es vergingen nicht viele Tage, an denen Olava, die Frau des Todtengräbers, nicht unter das Bett sah.

Ja, sie stand da, die Kiste. Und sie wollte schon darauf achten, daß sie keinen Schaden nahm. Es war freilich nur eine alte Sighorienkiste, die sie bei dem Krämer bekommen hatte; aber Joakim sollte sowohl sie, als die Harmonika darin gerade so wiederfinden, wie er sie zurückgelassen. Der Junge sollte nicht sagen, daß sie nicht mehr auf die Harmonika hielt als sein Vater, denn Iver liebte nun einmal nicht Harmonikaspiele und Weltlichkeit. Er ging zu weit in der Gottesfurcht, etwas weniger wäre auch noch gut gewesen. Aber Iver war ein Diener der Kirche, und deshalb konnte man ihn entschuldigen.

Bei schlechtem Wetter geschah es oft, daß Olava unter das Bett sah. Joakim hatte es vielleicht jetzt nicht zu gut. Vielleicht segelte er dem Tode entgegen. Und er hatte nicht einmal die Harmonika als Trost und Aufmunterung, wenn es zu schlimm wurde. Aber Joakim hatte gesagt, daß es so sein müsse. Es hätte keinen Sinn, solch eine feine Harmonika mit sich ins Boot zu nehmen; denn jetzt würde sie der eine Kamerad leihen und darauf spielen, und dann wollte sie der andere haben. Das sollte eine Pracht im Frühjahr werden, wenn er zurückkehrte. Sie vermischte das Spiel, es regte so an.

Eines Tages im Januar kam Jens Einem zum Todtengraber hinauf. Es war spät am Nachmittag und dämmerte schon. Unter dem Arm trug er eine kleine Kiste. Olava war draußen, und nur Iver empfing ihn.

Der Mann nahm die Mütze vom Kopf und erzählte, daß er mit einer kleinen Leiche komme, die begraben werden solle. Er hatte einen Sohn bekommen, aber der kleine Bursche hatte nur eine Stunde gelebt, und so glaubte er, daß es keinen Sinn hätte, besonderes Aufsehen vom Begräbnis zu machen; obwohl es traurig genug war, das Kind zu verlieren, denn es war ja das erste.

„Um, es ist doch getauft?“

„Ja, es ist getauft in Hast und Eile. Ganz gewiß; denn es sah so krank und elend aus, daß man keine große Hoffnung auf sein Leben setzte. Nein.“

„Gott sei Lob!“ sagte Iver; aber nach einer kleinen Weile fügte er hinzu: „Die sind glücklich, die so früh sterben.“

Ja, das glaubte Jens Einem auch.

Iver nahm ihm die Kiste ab und setzte sie auf den Fußboden an's Bett und schob sie behutsam mit dem Fuß darunter, während er den Mann zum Gehen aufforderte.

Da Iver eine Weile nichts sagte, begann der Mann zu schwätzen. Er hatte von seiner Frau gehört, daß solche kleine Kinderleichen in ein Grab zusammen mit der Leiche eines Erwachsenen gelegt werden; aber das wolle weder er, noch seine Frau; denn es war ja das erste Kind und es blieb vielleicht das letzte. Und so war es doch angenehmer, ein besonderes kleines Grab zu haben.

Gleichzeitig legte er auf den Tisch ein Zweikronenstück, das er in der Tasche seiner Jacke bereit gehalten hatte.

Aber Iver meinte, das sei zu viel, denn so viel erhielt er auch nur für die Leiche eines Erwachsenen.

Das sei einerlei. Zwei Kronen solle er haben; denn es sei nicht gewiß, ob er noch mehr Kinder erhalten werde, nachdem es so schlecht mit dem ersten gegangen.

„Ja, ja, dann vielen Dank!“ Iver reichte Jens die Hand.

„Ich danke,“ sagte der Mann und ging langsam hinaus, und Iver folgte ihm bis zur Treppe.

Etwas später zündete Iver Licht an, zog die Kiste hervor, trug sie in die Tischlerwerkstatt, die an die Hütte stieß, und stellte sie auf die Hobelbank. Er bemerkte, daß der kleine Sarg eine Sighorienkiste war.

Es war richtig, was Jens Einem gesagt hatte, daß man nicht viel Aufsehen von so einem kleinen Wicht machen könne, der nur eine Stunde gelebt hatte. Es war ja wahr, aber wenn er dabei so flott mit der Bezahlung war, hätte er wohl auch die Kiste wenigstens schwarzeln können, das hätte dann doch besser ausgefallen.]

Am Morgen darauf stand Iver schon um 6 Uhr auf dem Kirchhof und grub. So konnte er mit diesem kleinen Grabe bis zum Frühstück fertig sein, und zwei Kronen bis zum Frühstück verdienen, war gut. Das konnte er wohl gebrauchen, denn mit dem Gräberverdienst reichete man nicht weit. Aber als er nach Hause ging, um die Leiche zu holen, dachte er darüber nach, ob Jens Einem vielleicht ein kleines Holzkreuz auf das Grab bestellt hätte. Dann hatte er auch den Verdienst. Er wollte Jens Einem direkt fragen, ob er vielleicht ein kleines Holzkreuz wünsche, denn niemand konnte es billiger machen, als der Todtengraber. Und niemand konnte es besser wissen, wie so etwas gemacht wurde, und was auf einem Kreuze stehen mußte.

Den nächsten Sonntag traf es sich, daß Gottesdienst in der Kirche war; das geschah nur jeden zweiten Sonntag. Nach dem Gottesdienst warf der Prediger Erde auf die Gräber, die in den letzten Wochen hinzugekommen waren. Dieses Mal waren es nur zwei neue, das Grab eines Erwachsenen und dann das kleine Kindergrab.

Der Küster sang. Und ein Theil der Kirchgänger stand umher und sang leise mit. Neben dem Grab stand Jens Einem und seine junge Frau. Sie mußte sich auf den Mann stützen, denn sie war noch schwach und bleich nach dem Kinde, und sie weinte, als der Priester auf das kleine Grab drei Schaufeln Erde warf und langsam und laut sagte: „Aus Staub bist Du geworden, und zu Staub sollst Du werden, aber aus Staub sollst Du wieder auferstehen.“

Nur ein Bruder von Jens Einem begleitete die zwei Trauernden, denn die Kirche lag oben auf der Höhe, und es war weit bis zu Jens' Hause.

In den nächsten Tagen arbeitete Iver in der Werkstatt; denn im Dorfe starb niemand, und da gab es auch kein Grab zu machen. Er machte ein kleines Holzkreuz und schwärzte es und malte darauf mit weißen Buchstaben:

„Oswald Leonard Einem.“

Die Deinen werden Dich nicht vergessen!“

Und außerdem hatte er auch noch eine Bestellung für einen kleinen Zaun um zwei Gräber.

Olava ging umher und wartete geduldig auf Joakim's Rückkehr. Aber der Februar hatte gerade erst begonnen. Und der Regen rieselte, und das Schneegestöber wurde auf der Höhe immer heftiger. Einige Abende, als es gar arg wurde, mußte sie auf die Treppe hinausstreten und in die Ferne sehen. Weit unten lag die Stadt und der Fjord. Der Fjord bewegte sich in weißen Schneeweihen, die im Finstern leuchteten, obgleich er so gut eingeschlossen lag.

„Gott helfe denen, die in solchem Wetter auf See sind!“

Und dann ging sie hinein und sah unter das Bett. „Wenn der Junge nur endlich wohl und gesund nach Hause käme.“

Eines Abends las Iver laut aus der Postille vor. Jeden Sonntag that er das; aber an Wochentagen geschah es nur, wenn das Wetter zu schlimm wurde; wie diesen Abend. Ihm gegenüber, an der anderen Seite des Tisches, saß Olava und strichte einen Strumpf. Da er eine Pause machte, um auszuspülen, sagte sie fast erschreckt:

„Aber, was ist denn hier für ein scheußlicher Geruch?“

„He, riecht es?“

„Ich habe es schon früher verspürt.“

„Es wird doch nicht die Rage sein?“ meinte Iver. Und bedächtig sah er über die Brille zu seiner Frau hin.

„Nein, das ist ganz anders.“

Sie blieb sitzen und schnüffelte ein wenig.

„Jetzt merke ich es auch,“ sagte Iver. Er schob das Buch ein Stück von sich.

„Hier kann ich es nicht länger aushalten, ich werde nachsehen.“

Und Olava begann sich umzusehen und zu suchen. Iver erhob sich auch, während er die Brille auf die Stirne schob.

Kaum hatte sich die Frau auf die Kniee geworfen, um unter das Bett zu sehen, als sie sagte:

„Hier spüre ich es am schlimmsten.“

Iver folgte und steckte seinen Kopf unter das Bett. Olava zog die Kiste sehr vorsichtig hervor, und beide guckten unter das Bett.

„Ja, ich glaube es kommt von der Kiste,“ rief Olava.

„Von der Kiste?“

„Ja gewiß! Rieche nur!“

„Vielleicht ist eine Maus hineingekommen und krepirt.“

Iver zog das Schneemesser hervor und brach ein Brett vom Dedel auf.

„Besser, sei vorsichtig, daß Du die Harmonika nicht zerstörst.“

Sowie das Brett aufsprang, sahen sie unten in der Kiste eine kleine Kinderleiche im weißen Kleide. Beide fuhren zurück.

„O, Du mein Gott, ich habe mich geirrt!“

Iver's Stimme zitterte.

Aber Olava brachte kein Wort hervor. Ihr Gesicht war weiß, und bald sah sie auf die Leiche, bald auf ihren Mann.

„Ich habe die Kinderleiche von Jens Einem unter das Bett gesetzt, und habe mich geirrt; denn beide Kisten waren so ähnlich.“

Olava blieb auf den Knieen liegen und weinte. Aber Iver erhob sich und ging zu einem Stuhl, auf den er sank. Die Kniee waren unter ihm so schlaff geworden.

(Schluß folgt.)

Kleines Feuilleton.

— Die Fische im Curipos. Der Meeresarm, der die Insel Kuba vom Festlande trennt, zeichnete sich von jeher durch seinen Reichthum an Fischen aus. Von Marathon, ja von Stala Oropu, Chalkis gegenüber, werden die Fische, die man am Abend gefangen, während der Nacht über Land gefahren und versorgen den Markt von Athen, für den der Fang der Fischer im Piräeus und der Dörfer des saronischen Meerbusens schon lange nicht mehr ausreicht. Im saronischen Meerbusen nimmt der Fischreichthum allmähig ab, das hat gewiß seinen Grund in den vielen den Fischen unangenehmen Substanzen, welche die Fabriken im Piräeus und in Phaleron dem Meere zuführen. Diese

Substanzen haben sogar schon das Sumpffieber und typhöse Erkrankungen hervorgerufen, das dort ankommende englische Geschwader von dort vertrieben und beschäftigten die Gesundheitskommission des Ministeriums des Innern seit Monaten. In dem Kanal von Cudda hat man nun, wie die „Adm. Zig.“ mittheilt, gleichfalls ein rasches Verschwinden der Fische bemerkt. Das Verschwinden der Fische führte zu Untersuchungen des Meeresbodens, und diesen fand man mit einer schwärzlichen, gallertartigen, überziehenden Substanz bedeckt. Chemische Untersuchungen ergaben, daß es die in Fäulniß übergegangenen Reste von gegorener Gerste sind, die in den großen Fabriken von Chalcis zur Vereitung der verschiedenen Spirituosen benutzt wird. Die griechischen Bremereien bereiten den Stognal nicht alle, wie sie behaupten, aus den Ueberresten der Weinbereitung, sondern sie setzen, um ihren Fabrikaten mehr Spirit zu geben, auch andere Substanzen, wie gegorene Gerste, zu, und aller Abfall und die unreinen Wässer wandern ins Meer. Hier hat sich der Meeresboden mit dieser gallertartigen Masse bedeckt, die im Wasser Gase entwickelt und so den Fischen den Aufenthalt verleidet. Man sollte nun eigentlich annehmen, daß der Strom im Kanal von Cudda diese unreinen Substanzen mit wegnähme; das Gewicht der Masse scheint aber doch zu groß zu sein, sie legt sich und verschleucht so die Fische, die sich alle nach dem südlichen Theile des Mittelmeeres beziehen, zunächst natürlich in die süßen Bufen der peloponnesischen Küste. Dadurch erwächst einmal den Fischen großer Schade, denn die Entfernung wird zu groß, um die Fische bei so langem Transport frisch zu erhalten, und der Grieche ist nur ganz frische Fische. Andererseits wird der Verbrauch durch den höheren Preis wesentlich vermindert. So reicht z. B. an Fasttagen, wie dem des hl. Solirios, anfangs August, an denen die Religion ausnahmsweise die Fische als Speise erlaubt, der Fang niemals aus, obwohl von allen Seiten zu Schiff, zu Wagen und mit der Eisenbahn in Eiskisten Fische nach Athen und den anderen größeren Städten gebracht werden. Die Folge davon ist zunächst ein sehr hoher Preis, der nur den oberen Bechtaufend den Erwerb eines Gerichts Fische erlaubt, und dann die wachsende Einfuhr von Stadtfisch, an den sich die ärmere Bevölkerung hält. —

Volkskunde.

— „Den Alten bringen.“ In großen Gebieten Norddeutschlands, namentlich in der Mark, in Mecklenburg und Pommern, herrscht noch heute die Sitte, sobald der letzte Roggen gemäht und gebunden ist, „den Alten“ zu bringen. Der „Alte“, dem durch drei Kornseile die Gestalt eines Mannes gegeben wird, ist die letzte Roggengarbe. Ärmere Wesiger lassen sie beim Abfahren des Kornes allein auf dem Stoppelfelde stehen, auf den Gütern aber wird sie mit großem Pomp ins Herrenhaus gebracht, um die dort in einem Raume vorhandene vorjährige Garbe abzulösen. Sicherlich stammt dieser Brauch noch aus altheidnischer Zeit, wo man der Göttin „Hertja“, der Geberin des Erdgengens, durch heilige Garben dankte, um auch fernerhin ihres Wohlwollens sicher zu sein. —

Geographisches.

io. Die wissenschaftliche Erforschung der Weihnachts-Insel. Mitten im Indischen Ozeane etwa 400 Kilometer südlich von der Westspitze der Insel Java liegt ein einsames Eiland, das die Engländer zu ihrem Besitze zählen; die Weihnachts-Insel (Christmas-Insel), nicht zu verwechseln mit der gleichnamigen gänzlich unbewohnten Insel, die einst von Cook auf seiner Weltreise im Stillen Ozeane entdeckt wurde. Wie wir vor etwa 1 1/4 Jahren berichteten, wurde unter der Führung von C. W. Andrews und auf Kosten des britischen Naturforschers John Murray eine wissenschaftliche Expedition zur Erforschung dieses in mehr als einer Hinsicht merkwürdigen Erdtheilchens entsandt. Nach einer Abwesenheit von etwa 15 Monaten ist Andrews nunmehr zurückgekehrt und hat außerordentliche Dinge von seinen dortigen Forschungen zu berichten. Dieselben waren in ganz ungewöhnlichem Grade erschwert. Die Insel ist bis 400 Meter hoch und so dicht mit riesigem Urwalde aus Bäumen und Buschwerk bestanden, daß die wenigen Bewohner der Insel noch niemals über ein Kilometer weit von der Küste aus in das Innere vorgebrungen sind. Das einzige erreichbare Trinkwasser wird von einer Quelle an der Küste geliefert und mußte also von dort in das Innere mitgenommen werden, was wegen der Steilheit der Abhänge und Felsklippen außerordentlich schwierig war. Mit Hilfe aller ihm zu Gebote stehenden Mittel konnte Andrews nicht mehr als 3 Kilometer täglich zurücklegen (die Insel ist 23 Kilometer lang und 13 Kilometer breit). Die Einwohnerzahl des Ländchens an Thieren ist außerordentlich interessant, da sie gar nicht durch den Menschen in ihrer Entwicklung beeinflusst wurde, zum Theil machte sie sich aber sehr unangenehm bemerkbar. Namentlich waren die vielen großen Landkrabben und Ratten eine wahre Plage für den Forschungsreisenden. Andrews mußte oft ohne Zeit im Freien schlafen und seine Behen so gut als möglich gegen die Scherren der Krabben schützen, während sein Körper von Hunderten von Ratten überlaufen wurde. Eine der merkwürdigsten Eigenschaften der dortigen Thierwelt ist ihre Kletterkunst. Da dieselbe den Thieren zum Lebensunterhalt unbedingt notwendig zu sein scheint, so haben sogar die Ratten und Krabben das Turnen an den Bäumen und Schlingpflanzen zu einer Fertigkeit entwickelt, wie man sie sonst nur bei den Affen und Spechten zu bewundern gewohnt ist. Andrews hat reiche Sammlungen aus der dortigen

Lebewelt mitgebracht, besonders auch aus der Klasse der Insekten. Die Geologie der Insel ist nicht weniger interessant. Der innere Kern ist vulkanisch, ursprünglich muß aber die Insel lediglich aus einem Korallenriff bestanden haben, dessen Ueberreste noch jetzt die Spitze des Eilandes einnehmen, also von der aufdringenden vulkanischen Masse in die Höhe gehoben sein müssen. Später wurde die Insel von neuen Korallenbauten umgürtet, woraus zu schließen ist, daß die Hebung allmählig geschah. —

Aus dem Thierleben.

t. Ein ertrunkener Wasserläufer. In den „Mittheilungen der schweizerischen Entomologischen Gesellschaft“ theilt ein eifriger Käfersammler aus Genf eine merkwürdige Beobachtung mit, die noch der Erklärung bedürftig ist. Der Mann hatte einen der gewöhnlichen pechschwarzen Seilwassertäfer (Hydrophilus picosus) gefunden und ihn zunächst in einem Schächtelchen aufbewahrt. Da er es gut mit dem Insekt meinte, so that er es später in ein Gefäß mit frischem Wasser, das belamlich das Lebenselement dieses Käfers bildet. Aber kaum war er ins Wasser gesetzt worden, als er die größten Anstrengungen machte, wieder aus demselben herauszukommen, was ihm aber wegen der glatten Wände nicht gelang. Nach einer Stunde hatte der Käfer sich so abgearbeitet, daß er ganz matt geworden war und nur noch mit den letzten Beingliedern zuckte. Er wurde nun aus dem Wasser genommen und erholte sich nach wenigen Minuten vollkommen. Das alte Wasser wurde dann weggeschüttet und noch einmal frisches in das Gefäß gethan. Als der Käfer nun wieder hineingesetzt wurde, begann sofort das ängstliche Zappeln und die Fluchtversuche von neuem. Nach etwa zwei Stunden war der Käfer todt. Warum er es in der Gefangenschaft im Wasser nicht aushalten konnte und in demselben regelrecht ertrank, ist schwer zu erklären. Man könnte daran denken, daß die Athmenöffnungen durch den längeren Aufenthalt im Trodnenen gelitten hatten, auch daran, daß das Wasser nicht genug Sauerstoff zum Athmen enthielt, aber überzeugend ist keine dieser Erklärungen. —

Aus dem Gebiete der Chemie.

ss. Auf der diesjährigen Versammlung der Britischen Vereinigung zur Förderung der Wissenschaften kündigte der bekannte Physiker und Chemiker William Crookes die Entdeckung wieder eines neuen Elements an, das er Monium benannt und aus einigen seltenen Erden, z. B. Yttrium, Samarium, Ytterbium, die man bisher für Elemente gehalten, ausgeschieden hat. Während die anderen in letzter Zeit neuentdeckten Elemente sich durch große Tragheit auszeichnen, soll das Monium leicht in Verbindungen mit anderen Elementen zu bringen sein. Auffallend ist, daß dasselbe durchweg in solcher Stoffen gefunden worden ist, die ein phosphorescirendes Spektrum besitzen. —

Humoristisches.

— Ursache. Arzt: „Nanu, Herr Krause, wo haben Sie sich denn so zerschunden?“
 Patient: „Beim Radeln, Herr Doktor.“
 Arzt: „Aber Sie radeln ja gar nicht?“
 Patient: „Nein, ich nicht, aber leider andere.“ —
 — Vorgesorgt. Er (zu seiner Braut): „Fürchte Dich nicht, Kind, daß es zwischen uns beiden je zu einer solchen Szene kommen könnte, wie zwischen dem Ehepaar Meyer. Du und ich, wir werden nie so streiten, nicht wahr?“
 Sie: „Ganz gewiß nicht. Denn wenn Du jemals so zu mir sprähest, wie er zu ihr, würde ich sofort die Polizei holen.“ —
 — Unterschied. „Der Name des Komponisten Strauß wird ja wohl ebenso geschrieben, wie der des Vogels Strauß! Ist da gar kein Unterschied?“
 „Doch, sogar ein sehr großer! Der Komponist Strauß schreibt sich S-t-r-a-u-s-z...“
 „Und der Vogel Strauß?“
 „Der schreibt sich gar nicht!“ — („Lust. Bl.“)

Vermischtes vom Tage.

— In Oberau bei Lüben wollte ein 16-jähriger Müllerlehrling den Voten, den er mit dem Mittagessen kommen sah, erschrecken: er legte sich einen Strick um den Hals. Der Strick gerieth aber in das Getriebe der Mühle und der Bursche wurde erdroffelt. —
 — In Neudorf bei Reichenberg (Böhmen) hat die Wittve eines Schuldirektors ihren beiden Kindern, einem Knaben und einem Mädchen, die Kehlen mit einem Rasirmesser durchschnitten und sich dann erhängt. —
 — Eine Feuersbrunst hat in Glogow (Westgalizien) hundert Häuser und eine Kirche zerstört. —
 — In der Nähe von Fünfkirchen sind zwei Eisenbahnzüge zusammengestoßen. Vier Personen wurden schwer, zwanzig leicht verletzt; ein Bremser wurde getödtet. —
 — Eine englische Gesellschaft will eine elektrische Bahn über den 2500 Meter hohen St. Bernhard bauen. Die Bahn würde als elektrische Zahnradbahn gebaut und soll fünfzehn Millionen Franks kosten. —
 — Die Preter wollen demnächst eigene Briefmarken in Umlauf setzen. —